

Vom Quellenwert der Subskribentenlisten

Von Dieter Narr

Wer dazu gehalten ist, sich des öfteren mit Literatur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts zu beschäftigen, der stößt hin und wieder beim ersten Durchblättern eines Bandes auf Verzeichnisse, in denen die Subskribenten des Werkes zumeist in alphabetischer Ordnung und nach Wohnorten aufgegliedert genannt werden. Ein besinnlicher Aufenthalt bei solchen Blättern wird sich in jedem Falle lohnen. Sie bereiten dem Leser nicht allein deshalb Vergnügen, weil er hier so manchem alten und guten Bekannten wieder begegnet; vielleicht findet er gar in einer derartigen Liste mehr vertraute Namen, als wenn er eine Tageszeitung zur Hand nimmt. Nein, die Subskribentenlisten sind vor allem auch deshalb nicht zu unterschätzen, weil sie sich als zwar nicht gerade häufig anzutreffende, wohl aber als munter fließende Quellen erweisen, wie sie die Vorstellungen und Bilder, die man sich von einem Zeitraum macht, nur zu bereichern vermögen. Ihr genaueres Studium wirft jedenfalls einen mannigfaltigen Gewinn ab. Schon allein wenn man seine Aufmerksamkeit auf die einzelnen Namen richtet, hat das seinen guten Sinn. Mit der Subskription bezeuge ich zum mindesten mein Interesse an einem Buch, bekunde meinen Willen, mich mit ihm auseinanderzusetzen, falls ich mich nicht — auch dies kommt natürlich vor — aus Pietät oder wegen persönlicher Bekanntschaft mit dem Autor dazu verpflichtet fühle, ein Exemplar abzunehmen. So ist es heute, und so hat es sich einst verhalten. Der Unterschied zwischen der Gegenwart und Vergangenheit besteht freilich darin, daß der Subskribent heute wohl kaum einmal die anderen Liebhaber kennt, während früher Verfasser und Verleger zum weiteren Absatz einer Veröffentlichung dadurch ermuntern konnten, daß sie ihr gleichsam ein paar zugkräftige Subskribentennamen vorspannten. Diese erscheinen aber in der Regel nicht nackt, wenn man so sagen darf. Im allgemeinen hat auch das „philosophische“, so entschieden auf die reinmenschlichen Vorzüge bedachte 18. Jahrhundert Rang und Titel mitnichten vergessen und allein schon um der Pünktlichkeit willen, wenn möglich, die Angaben über Stand und Beruf hinzugefügt. Sehr zum Glück der Nachwelt, werden wir sagen, insofern als insbesondere die Berufsbezeichnungen nicht selten sehr aufschlußreich sind; man denke etwa an schon seit geraumer Zeit abgestorbene Handwerkszweige oder auch an Beamtungen, die das heutige staatliche und kommunale Leben nicht mehr kennt, deren Art und deren Ort im alten Gesellschaftsgefüge erst mühsam ermittelt werden müssen.

Indes begründen weder die Namen noch die Berufsbezeichnungen allein die Teilnahme, welche die heutige Forschung dieser Quellengruppe entgegenbringt. Es geht vielmehr vorzüglich um die Zusammensetzung des subscribierenden Publikums. Daß diese zu berücksichtigen sei, das scheint uns heute eine selbstverständliche Forderung zu sein, in einer Zeit, in der die soziologischen Fragen und Aspekte bei einer geschichtlichen Untersuchung kaum einmal

mehr vernachlässigt werden. Und doch ist noch kein halbes Jahrhundert vergangen, seit der programmatische Aufsatz Paul Merkers abgedruckt worden ist; mit dem Titel: „Individualistische und soziologische Literaturgeschichtsforschung.“¹ Die Fragestellung hat sich inzwischen allerdings noch erweitert. Handelte es sich damals vor allem darum, sich gewissermaßen von einem Banne zu lösen, davon, daß die geniale Schöpfung allein und isoliert gewürdigt wurde, galt es, über die „ästhetische und psychologische Analyse der überragenden künstlerischen Werke“ hinauszukommen und den Blick für die Umweltsbedingungen dieser Werke und den „Gesamtstil eines Zeitalters“ zu schärfen, so ist man heute noch stärker bestrebt, das Wechselspiel von Schaffen und Nachempfinden zu beobachten, auf Wirkung und Widerhall zu lauschen, das Verhältnis auch von Angebot und Nachfrage zu bestimmen und, soweit es angeht, die „fata“ zu verfolgen, welche die „libelli“ auch in weiteren Kreisen gehabt haben. Gewiß bedarf es dazu nicht allein und zuerst der Durchsicht von Vorbestellerlisten; über die Umbruchskraft, die Tiefenwirkung eines Buches vermögen sie nicht viel auszusagen. Hier kann man sich allein an Tagebuchaufzeichnungen oder Selbstbiographien halten, an solche Zeugnisse überhaupt, in denen sich die Eindrücke der Lektüre deutlicher widerspiegeln, die etwas vom intimeren Umgang mit Werken der Kunst, Dichtung und Weisheit berichten. Allein, es wäre doch grundverkehrt, die Subskribentenlisten leichtfertig oder gleichgültig liegen zu lassen; sie können in der Tat schätzbare Dienste leisten. Sie können zum mindesten einen bescheidenen Beitrag zum Problem der „Breitenwirkung der geschichtlichen Ideen“ liefern, von dem Rudolf Stadelmann in der Einleitung zu seiner Studie über „Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800“ gesprochen hat.² Daß das 18. Jahrhundert, das selbstverständlich nicht mit dem 31. Dezember 1799 zu Ende gegangen ist, daß dieses Jahrhundert als das „pädagogische Jahrhundert“ sich durch seinen unermüdelichen Eifer charakterisiert, in dem die „Volkslehrer“ mit ihren Bildungsschätzen dem gemeinen Mann — man möchte fast sagen — nachgelaufen sind, ist schon oft genug dargelegt und mit reichlich gespendeten Zitaten erhärtet worden. Wie sich hingegen „nicht die Schöpfer, sondern die Empfänger von neuen Parolen“ (Stadelmann) verhalten haben, was, wie und in welchem Maße der „große Haufe“ von dem, was ihm von Popularphilosophie und -theologie, von Lehrdichtung und Wochenschrift gereicht wurde, genossen hat, darüber möchte man doch wohl noch Genaueres und Detaillierteres erfahren.

Der Prozeß der Demokratisierung der Bildung ist in der Hauptsache vom Bürgertum eingeleitet und getragen worden. Dieser so oft und oft wiederholte Satz stimmt ohne Zweifel; an den „Bürger und Landmann“ haben die aufklärerischen Schriftsteller vor allem gedacht. So gewiß aber auch Stadt und Land sich einander genähert haben, und die Gefahr der Verstädterung ein gerne traktiertes Thema speziell der späteren Aufklärung gewesen ist,³ so hat sich doch die Kluft zwischen

¹ In: Zeitschrift für deutsche Bildung, hg. von Ulrich Peters, Erster Jahrgang 1925, Heft 1, S. 15—27.

² Rudolf Stadelmann und Wolfram Fischer: Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800. Studien zur Soziologie des Kleinbürgers im Zeitalter Goethes. Berlin 1955, S. 14.

³ Zur „wirtschaftlichen Angleichung“ von Stadt und Land, zum „politischen Aufstieg“ der Dörfer, zum Ausgleich des „Bildungsunterschieds“ (im 17. und 18. Jahrhundert) siehe Walter Grube: Der Stuttgarter Landtag 1457—1957. Stuttgart 1957, S. 401 f. Zum „Verhältnis von Stadt und Land zwischen Bauernkrieg und Bauernbefreiung“ siehe ferner: Günther Franz in: Studium Generale, Jahrgang 16, Heft 9, 1963, S. 558—564.

bürgerlicher und bäuerlicher Welt noch nicht einfach völlig geschlossen. In Sonderheit ist aber das Bürgertum seinerseits eine ziemlich stark differenzierte Größe gewesen, und man muß schon die Stadt- und Lokalforschung um Hilfe bitten, wenn man sich nicht mit viel zu allgemeinen und rohen Begriffen begnügen will. Wie viele Lücken auf diesem Gebiet einer die Geistesgeschichte und Sozialforschung miteinander verbindenden Betrachtung noch zu schließen sind, das ließe sich am Exempel der Subskribentenlisten überzeugend demonstrieren. Jede dieser Listen hat ihre ganz individuelle Note und setzt eigentlich einen Leser voraus, der in der Geschichte einer Stadt so wohl bewandert ist, daß er es einigermaßen abzuschätzen weiß, welche Kraft und Bedeutung dem einzelnen Berufsstand im sozialen und gesellschaftlichen Aufbau des Gemeinwesens zugekommen ist.

Was hier und heute gegeben werden kann, das sind nur ein paar Proben und Andeutungen. Es sind zudem noch ganz verschiedenartige Objekte, die bei diesem Versuch ein wenig unter die Lupe genommen werden: ein asketisches Werk, zwei Gedichtbände, eine (populär-)wissenschaftliche Zeitschrift und ein am ehesten in das pädagogische Fach einzustellendes Büchlein. Die Verfasser dieser Arbeiten sind aber „Zeitgenossen“, ja zum Teil sogar Generationskameraden. Johann Martin Kutter, der Theologe und Schulmann, ist 1767 geboren und 1843 gestorben. Gottfried Friedrich Stäudlins, des Dichters, Daten umfassen die Jahre 1758 bis 1796. Friedrich David Gräter, den man in gewissem Sinne zur Spezies der „Poetenphilologen“ rechnen darf, ist ein Jahr jünger als Kutter gewesen, der ihn freilich dreizehn Jahre überlebt hat. David Christoph Seybold (1747—1804), der erste Inhaber des neuerrichteten Lehrstuhls der klassischen Philologie an der Universität Tübingen,⁴ hat die Augen noch zu einer Zeit geschlossen, in der — entgegen anderen geläufigen Thesen — der Geist der Aufklärung, zumal auch in Württemberg und im ganzen deutschen Südwesten, noch keineswegs ermattet war.

„Beyträge zur religiösen Aufklärung für gebildete Religionsverehrer“, so ist die Schrift betitelt, die bei Julius Wilhelm Hamm in Augsburg 1802 auf Kosten des Verfassers gedruckt worden ist. Johann Martin Kutter, seit 1792 dritter Pfarrer und Schulrat in seiner Vaterstadt Ravensburg, hat diese „Sammlung moralischer Reden“, wie er selber in der Vorrede betont, nur als einen „Versuch“ und den „Vorläufer eines größern Werks“ angesehen, das den etwas umständlichen Titel tragen sollte: „Materialien zum weiteren Nachdenken oder Beyträge zur vernünftigen Erbauung an den, dem Nachdenken über Religion gewidmeten Tagen.“ Allem Anschein nach konnte Kutter seinen Plan aber dann doch nicht realisieren. Oder wollte er es gar nicht mehr? Wenn ihm wirklich die von „J. M. R.“ herausgegebene, 1805 bei den Brüdern Knecht in Biberach erschienene Schrift: „Über das religiöse und sittliche Verderben unsers Zeitalters und die Mittel ihm abzuhelpen oder es zu vermindern“ zugewiesen werden kann — und es sprechen die gewichtigsten Gründe dafür —, dann hat er sich im ersten Lustrum des neuen Jahrhunderts in der Tat schon ein wenig gemausert. Mag man es aber auch der Theologiegeschichte überlassen, die Gedanken Kutters auf ihren neologischen Gehalt hin im einzelnen zu überprüfen und die gewiß nicht müßige Frage nach der Entwicklung dieses ohne Zweifel lebendigen Geistes zu stellen, so dürfte doch wohl das allgemeine und sich sofort aufdrängende Urteil unangefochten bleiben, daß der Wille zur Aufklärung, vorab zur religiösen Aufklärung spürbar genug ist; es ist auch

⁴ Siehe Otto Dürr: Die Einführung des Neuhumanismus in Württemberg. Diss. Tübingen, Stuttgart 1930, S. 131.

nicht an dem, daß der Autor der „Sammlung moralischer Reden“ in der anonymen Schrift von 1805 schlechterdings nicht mehr wiederzuerkennen wäre. Auf was es aber in diesem Zusammenhang in erster Linie ankommt, ist dies: Die Ravensburger scheinen ihren Landsmann nicht im Stich gelassen zu haben. Es muß offenbar in Ravensburg ein ganz erträgliches konfessionelles Klima geherrscht haben, mindestens gegen Ende des Jahrhunderts.⁵ Vor und neben Kutter hat Johann Jakob Gradmann gewirkt; er hat nicht bloß das bekannte Lexikon von 1802 herausgegeben, sondern auch simultane Andachtsbücher geschrieben.⁶ Unter diesen Voraussetzungen ist es daher gar nicht so verwunderlich, daß in dem „Verzeichniß der Herren Subscribenten“, das den „Beyträgen zur religiösen Aufklärung“ beigegeben ist und sich wahrscheinlich auf dieses (schon vorliegende und nicht erst beabsichtigte) Werk bezieht, auch der Benefiziat K. M. Erb erscheint; katholische Theologen, die der Aufklärung zugetan waren, haben mit Vorliebe auch protestantische Literatur benützt. Was aber dieses Verzeichnis, in dem neben Ravensburg nur noch Biberach, Memmingen, Nördlingen und Augsburg aufgeführt sind, fast zu einem Unicum macht, das ist das überraschend hohe Kontingent der Professionisten und Kaufleute, die dieses Andachtsbuch begehrt haben. Unter den 140 Ravensburger Subskribenten finden sich 72 Handwerker (Weißgerber, Rotgerber, Seckler, Schneider, Metzger, Grautucher, Schönfärber usw.) und 22 Kaufleute; die Gelehrten und „Geschäftsleute“ (im Sinne des 18. Jahrhunderts) stellen also die Minderheit dar. Auch unter den 19 Biberachern, an deren Spitze natürlich „Herr Prediger Mayer“ (Johann Jakob Mayer — ein Gesinnungsgenosse Kutters, der Hauptverantwortliche für die in der Geschichte des Kirchenlieds so bedeutsamen „Christlichen Religionsgesänge . . .“, Biberach 1802 — steht, haben sich 2 Konditoren, 1 Bortenwirker, 1 Bleicher, 1 Gürtler, 1 Rotgerber neben einem Kaufmann, einem Stadtwirt, einem Strumpffabrikanten und einem Salz- und Eisenhändler („auch Zunftführer“) eingetragen. Der Schluß legt sich nahe, daß die Freunde einer „geläuterten und aufgeklärten Andacht“⁷ nicht zuletzt auch in den Kreisen der vermöglichen Meister und angesehenen Unternehmer zu suchen gewesen seien. Allmählich hat das aufklärerische Erbauungsbuch ja wohl auch einmal seinen Weg auf das Land gefunden; Zschokkes „Stunden der Andacht“ und Werke Samuel Baus lassen sich wenigstens in einzelnen Fällen nachweisen.⁸ Es liegt allerdings

⁵ Gebhard Mehring in: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Eßlingen am Neckar 1909, Bd. 2, S. 361 mit Anm. 10 auf S. 367.

⁶ Andachtsbuch für Erbauungsuchende Christen, ohne Unterschied der Religion und ihrer Bekenntnisse, zur Feyer der Charwoche. St. Gallen, Hausknecht, und Leipzig, Supprian, 1798. — Über Unsterblichkeit, Auferstehen und Wiedersehen. Einige Reden zur Beruhigung und Glaubens-Stärkung für Christen von jeder Confession. Ulm, Stettinische Buchhandlung, 1817.

⁷ Nach Georg Friedrich Gaus: Das Gebet aus dem Herzen, dem Gebrauch der Formeln entgegen gesetzt. Stuttgart 1775, S. 123. Gaus, der stark im Banne Klopstocks stand, soll mit diesem Zitat selbstredend nicht zum Aufklärer schlechthin gestempelt werden.

⁸ Nach den von Frau Angelika Bischoff-Luithlen angefertigten und freundlich zur Benützung überlassenen „Auszügen aus den Inventur- und Teilungsakten der Gemeinde Feldstetten bei Münsingen über den Besitz an Büchern“ befanden sich im Nachlaß des Posthalters und Hirschwirts Christoph Autenrieth 1831 u. a. auch die „Stunden der Andacht 8 Jahrgänge“ und „Baus Gebetbuch“. Ein „Baur“ (= Samuel Baur aus Ulm) konnte auch in einer bäuerlichen Bibliothek des Dorfes Hohebach an der Jagst festgestellt werden, und Zschokkes asketisches Werk wurde nach der freundlichen Mittheilung von Dozent Dr. Karlheinz Schaaf, Weingarten, vor nicht allzu langer Zeit aus dem Erbe einer ebenfalls bäuerlichen Familie in dem katholischen Pfarrdorf Sulmingen gerettet.

in der Natur der Sache, daß die breiteste Streuung dort zu konstatieren ist, wo ein der religiösen Bildung gewidmetes Werk zur Subskription gestellt ist. Eine Erklärung dafür legt sich rasch nahe: Auch die Aufklärer waren nicht gesonnen, das Dominieren der Andachtsliteratur in der Hausbücherei zu verhindern, mit der auch noch im 18. Jahrhundert unversehrten Tradition zu brechen; ihr einziges Ziel war es vielmehr, „alte, ungenießbare Postillen zu verdrängen“⁹ und einem verfeinerten Geschmack und einer „männlichen“ Religiosität die Bahn zu brechen. Außerdem hat wohl auch noch der ganz persönliche Kontakt zwischen dem geistlichen Autor und seinem „Auditorium“ oder „Publikum“ eine Rolle gespielt.

Mit einer ganz anderen literarischen Gattung haben wir es bei den Gedichten Gotthold Friedrich Stäudlins zu tun; ihr erster Band, ebenfalls auf Kosten des Verfassers gedruckt bei Gebrüder Mäntler, Stuttgart, ist 1788 erschienen. Es erübrigt sich, den „Oberpriester der schwäbischen Musen“¹⁰ näher vorzustellen. „Seine Leistung blieb überschattet durch das harte Urteil des jungen Schiller, der einseitig und ungerecht die Versuche des gleichaltrigen Schwaben beurteilte, ohne auf dessen Voraussetzungen viel zu achten . . .“ So Paul Böckmann.¹¹ Daß Stäudlins Poesie, so vieltönig als formgewandt, auch für den modernen Leser nicht der Reize entbehrt, wird wohl jeder gerne einräumen, der sich die Muße dazu nimmt, in diesem ersten und dem ihm 1791 nachfolgenden zweiten Bändchen eine Stunde zu lesen; die Gedichte, namentlich die schwäbischen Idyllen mit ihrem satirisch-sozialkritischen Einschlag vermitteln über den ästhetischen Genuß hinaus noch nicht zu verachtende kulturhistorische Einblicke.

Was aber nun das stattliche Subskribentenverzeichnis betrifft, so fällt es zunächst einmal ins Auge, daß diese Gedichte keineswegs nur von Lokalpatrioten beachtet wurden; der Name des Autors scheint im näheren und fernerem Ausland immerhin ein Begriff gewesen zu sein. Den Vortritt haben, wie es sich in diesem Zeitalter gebührt, das die patriarchalische Überlieferung und Form noch nicht verleugnet, die hochadeligen Herrschaften; bei ihnen befindet sich „Seine Durchlaucht der Prinz Moriz von Hohenlohe-Kirchberg“. Unter den bürgerlichen Namen glänzen hervor: Hofrat Pfeffel in Kolmar; Pfarrer (Friedrich Karl) Fulda, damals in Ensingen, auf seiner letzten Pfarrstelle; Professor (Wilhelm Friedrich) Hufnagel, Erlangen (später Frankfurt am Main), ein Sohn der Reichsstadt Hall; Madame Gontard, Frankfurt; Hofrat (Johann Friedrich August) Kazner, ebendort, der Biograph des ebenfalls vertretenen Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingen, des edlen Dichters und schwer geprüften „Geschäftsmanns“; M. (Karl Philipp) Conz, Lorch; Spezial (Johann Friedr.) Klemm in Nürtingen, der Pionier der Realschule; die Kollegen an der Karlsschule: Jakob Friedrich Abel und Johann Christoph Schwab; die beiden Hofprediger Karl Eugens: der berühmte Eulogius Schneider und P. (Firmus) Bleibimhaus aus dem Kloster Salem.

Man könnte noch, ohne jeden Ehrgeiz zur Vollständigkeit, eine gute Weile fortfahren, den Magister (Philipp Wilhelm Gottlieb) Hausleutner aufführen, bei Sekretär (Johann Christoph Friedrich) Haug ein wenig stehenbleiben und endlich Vulpius in Weimar nicht übersehen, der mit der etwas vagen Bezeichnung „Gelehrter“ ausgestattet wird. Indes sollte man sich doch nicht zu lange bei den ein-

⁹ J. M. Kutter: Beyträge zur religiösen Aufklärung . . . Vorrede, S. VIII.

¹⁰ Siehe Adolf Beck: Brief eines Stiftlers aus dem Krisenjahre 1796. Jakob Friedrich Märklin an Friedrich Immanuel Niethammer. In: Schwäb. Heimat 1963, Heft 6, S. 221.

¹¹ In: Hymnische Dichtung im Umkreis Hölderlins. Eine Anthologie. Tübingen 1965, S. 318.

zelen Namen aufhalten, so prominent sie auch sein mögen. Eine andere Beobachtung dürfte wohl noch wichtiger sein: Auch dem flüchtigen Blick kann es schwer entgehen, daß immer wieder einmal ein Herr aus dem Schreiberstand, insbesondere aus der Rangklasse der Substituten hervorsteht; unter 297 Subskribenten sind immerhin 24 Angehörige dieses Berufes zu zählen, wobei ausdrücklich zu bemerken ist, daß nur diejenigen registriert werden, die durch ihren Titel eindeutig als Schreiber im engeren Sinne ausgewiesen sind, nicht aber die anderen, die, in der Schreibstube ausgebildet, irgendein Verwaltungsamt bekleidet haben. Diese Feststellung gibt doch wohl zu denken angesichts der Vorwürfe, die dieser Stand einstecken mußte, die sich gerade auch gegen seine Unbildung richteten. Zweifellos hat das lebhafteste Talent unter den mit dem schwäbischen Pfarrhaus vielfach versippten Schreibern, Friedrich Bernritter, der von 1770 bis 1794 in Böblingen als Substitut tätig war, sein nicht geringes Teil dazu beigetragen, daß das Odium von dieser Kaste nicht so bald genommen wurde. Noch Otilie Wildermuths köstliche, farbensatte Schilderung eines Stadtschreiberhauses mit seinem noch ganz altväterischen Zuschnitt prägt das Bild einer behäbigen, auf das leibliche Wohl zuvörderst bedachten Kultur eher noch tiefer ein, als daß es dieses wesentlich zurechtrückte oder gar zerstörte.¹²

Bernritter seinerseits, der „schwäbische Rabener“ genannt, zum Chargé d'affaires unter Kurfürst Friedrich emporgestiegen, hat 1787 ein Werkchen dem Druck übergeben, das dann fälschlicherweise seinem Kollegen, Ferdinand Heinrich August Weckherlin, dem späteren württembergischen Finanzminister, zugeschrieben worden ist, und für das erst in jüngster Zeit Paul Gehring dank einem glücklichen Lesefund den sicheren Nachweis der wirklichen Verfasserschaft erbracht hat.¹³ Nicht als ob Bernritter in dieser von Witz und Spott funkelnden Schrift: „Pietismus. Schreiber. Schulen. Und Erziehung und Aufklärung überhaupt“ einseitig seinen Berufsgenossen die Schuld an ihrer Indifferenz gegenüber literarischen Dingen zugeschoben hätte. Aber er hat eben doch den Substituten auf dem Lande als einen ausgemachten Banausen mit höchst kräftigem Pinsel porträtiert. Allein „dem letzten wichtigen Jahrzehend“ sei es vorbehalten gewesen, auch die Schreiber wachzurütteln und zu bewirken, daß sie „zur Fahne des Platonismus übertraten. Diß ist die Epoche der Siegwartomanie“, die jetzt freilich wieder längst vorüber sei und auch unter den Schreibern keine bleibenden Folgen gehabt habe.¹⁴ Was Bernritter aber nun wohl zu der neuen Wendung seiner Kollegen zur Dichtung gemeint hat? Sein Name steht ja — natürlich — auch auf der Subskribentenliste. Diese hebt sich im übrigen in bemerkenswerter Weise von unserem ersten Beispiel ab, dem Verzeichnis der Vorbesteller des Kutterschen Erbauungsbuches. Nur wenige Handwerker und Gewerbetreibende haben für Stäudlins Gedichte optiert, während es die höheren Militärs wenigstens, soweit man sieht, auf die Zahl 19 gebracht haben.

Wegen der Gattungsverwandtschaft seien die „Lyrischen Gedichte“ Friedrich David Gräters gleich angeschlossen. Gedruckt bei David Ludwig Schwend, Hall am Kocher, verlegt bei Mohr und Zimmer, Heidelberg, gewidmet im Jahre 1809 „Sr. Königlichen Majestät Friderich König von Württemberg Souve-

¹² Der Stadtschreiber. In: Otilie Wildermuths Gesammelte Werke. Hg. von ihrer Tochter Adelheid Wildermuth, Bd. 1, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1892, S. 147—156.

¹³ Herrn Professor Dr. Gehring sei für seine so wertvollen Mitteilungen vom 12. 5. 1964 und 27. 6. 1964 aufrichtig gedankt.

¹⁴ (Fr. Bernritter:) Pietismus. Schreiber. Schulen ... 1787, S. 75.

rainen Herzog in Schwaben und von Teck ...“, vereinigen sie „Lieder der Liebe“, „Denkmale der Freundschaft und Zärtlichkeit“, „Vaterlandsgesänge“ mit Übertragungen von „Minneliedern teutscher Ritter“ und insbesondere auch alter und neuer nordischer Poesie. Gräters Begabung soll nicht herabgesetzt werden, wen er mit dem Prädikat „poeta doctus“ belehnt wird; die gelehrten und musischen Neigungen haben bei ihm nahezu einander die Waage gehalten. Trotz seinem doch etwas schwierigen Charakter und bei aller Empfindlichkeit seines Wesens ist es ihm sichtlich gelungen, Kontakte und wieder Kontakte herzustellen, wissenschaftliche und menschliche Beziehungen in ungewöhnlichem Ausmaß zu pflegen. Davon gibt auch das die Seiten 23 bis 38 füllende Subskribentenverzeichnis Kunde. Was die Ausführlichkeit der Titel und Grade, vorzüglich aber die geographische Buntheit und Ausdehnung betrifft, so schlägt diese Zusammenstellung alle anderen Listen. Es ist hübsch zu sehen, welche Ortsnamen hier beieinander stehen: Nach Åbo in Finnland kommt Adolzfurt, Heidelberg folgt Haßfelden, Kirchenkimberg geht unmittelbar Kopenhagen voran, und Paris, Petersburg, Reval sind Oberrot, Obersontheim, Orlach benachbart. An hervorragenden Persönlichkeiten ist kein Mangel; Aristokraten der Geburt und führende Geister des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens geben sich ein Stelldichein. Es seien allein herausgegriffen: Eschenburg in Braunschweig, Hebel in Karlsruhe, Achim von Arnim in Heidelberg, Leon in Wien, Wieland und Caroline von Herder in Weimar, die sich, wie scherzeshalber nicht verschwiegen werden soll, mit Ausnahme von Hebel alle mit einer Ausgabe in Schreibpapier begnügt haben. Von den nordischen Freunden kommen u. a. noch hinzu: Jens Baggesen, der Dichter, und Rasmus Nyerup, der Begründer eines dänischen Nationalmuseums, der Gräter besonders nahe stand.¹⁵

Im Blick auf die noch ausstehende Biographie Gräters darf nicht übergangen werden, daß von den 373 Subskribenten nicht weniger als 113 in der Rubrik „Hall im Königreich Württemberg“ erfaßt sind. Diese exakte und wegen der Unterscheidung von dem damals zum Königreich Westfalen gehörigen Halle auch gebotene Ortsangabe dürfte dem enthusiastischen Neuwürttemberger wohl ganz zugesagt haben; schon in der Vorrede der Sammlung hat er das „Glück“ gepriesen, „aus dem reichstädtischen in das monarchische Verhältniß überzugehen“. Rechnet man dann zu diesen 113 Subskribenten noch die weiteren 17 hinzu, die in der Nähe Halls wohnten, dann verstärkt sich der Anteil der engeren Landsleute auf mehr als ein Drittel der Gesamtzahl. Gräters Stellung in seiner Vaterstadt kann also doch nicht so schlecht gewesen sein, wie es nach seinen eigenen Unmutsausbrüchen und dem Zeugnis von Zeitgenossen wohl scheinen möchte. Einzelnen Namen begegnet man später wieder in der *Altertumszeitung* „Idunna und Hermode“: so Professor von Gaup(p), Bürgermeister Romig, mit dem Gräter offenbar im Fache der Mundartforschung zusammengearbeitet hat, Inspektor Schwarz, dem heute noch dafür zu danken ist, daß er sich nach der musikalischen Seite hin um die Siederstänze gekümmert hat.¹⁶ Schwarz wirkte damals am Königlichen Contubernium und als Musiklehrer am Königlichen Gymnasium illustre.¹⁷ Nicht lange sollte es freilich

¹⁵ Vgl. Irmgard Schwarz: Friedrich David Gräter ... (Nordische Studien 17) Greifswald 1935, S. 95—99.

¹⁶ Vgl. *Idunna und Hermode* 1812, Nr. 50, musikalische Beilage nach S. 200.

¹⁷ Zum Contubernium siehe Chr. Kolb: Zur Geschichte des alten Haller Gymnasiums. In: *Festschrift des Königlichen Gymnasiums Schwäbisch Hall zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Königs Karl. Schw. Hall 1888/89*, S. 46—48.

mehr wahren, bis auch das Haller akademische Gymnasium, für das sich Gräter so energisch verwendet, um dessen weiteren Ausbaus willen er so geflissentlich seine politische Zuverlässigkeit betont hatte, 1811 zur unbedeutenden Lateinschule hinabgedrückt wurde. Im Subskribentenverzeichnis tragen die Schüler aber noch den vollen Schmuck ihrer Gymnasiastenwürde, als „Zuhörer der ersten Curie“, Selectaner, Primaner, Contubernales usw.¹⁸ Einige dieser jungen Leute haben offenbar von der Schulbank weg den Schreiberberuf gewählt, und wer Phantasie genug hat, der mag es sich ausmalen, wie der doch wohl kaum über einen großen Kulturetat gebietende Inzipient oder Skribent sich die Kreuzer für dieses Werk seines ehemaligen Lehrers abgespart hat. Noch stärker als die Schüler haben sich aber die Studenten (Theologen, Mediziner, Juristen, Kameralisten) an der Subskription beteiligt, die Heidelberger nicht minder als die Tübinger. Mit 20% haben sie noch einen klaren Vorsprung vor den Pfarrern, die ihrerseits, gleich den Juristen und Verwaltungsleuten, 14% erreicht haben. Die Handwerker mit der Zahl 7 und die „Gastgeber“, die nur 3 Mann stellten, verschwinden hinter den „Gelehrten“ und Honoratioren; Hall selber weist wohl die bunteste Mischung des Publikums auf.

Nicht befriedigt war F. D. Gräter vom Erfolg der Werbung für die erste seiner Zeitschriften: „Bragur“ (wenn man sich tunlich des ursprünglichen Titels beim Zitieren bedient), ein „Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten“, fand selbst beim gebildeteren Bürgerpublikum noch kein kräftiges Echo. Dabei hat es dem rührigen Herausgeber doch durchaus am Herzen gelegen, sein Journal in den Dienst der Volksbildung zu stellen. In diesem Stück noch ganz ein Aufklärer, war er weit davon entfernt, in zünftlerischem Dünkel befangen zu sein; er wollte sie freigebig austeilen, die Früchte seiner gewaltigen Belesenheit, seines Bienenfleißes, überzeugt davon, daß das, was ihn selbst begeisterte, auch anderen, ja jedermann gefallen müsse. Die Zahl von 201 Subskribenten, die sich ergibt, wenn man den Nachtrag im sechsten, 1797 bei Heinrich Gräff in Leipzig erschienenen Bragur-Band noch mitberücksichtigt,¹⁹ ist freilich gar nicht so ganz gering; schließlich handelte es sich doch bei allen Zugeständnissen an die Bedürfnisse des weiteren Publikums um ein der Wissenschaft verpflichtetes Unternehmen. Wollte man die Liste der Subskribenten genauer aufschlüsseln, so ergäbe sich ein Leserpublikum, das einigermaßen homogen genannt werden kann und in dem die „Gelehrten“ überwiegen. Die Aufschlüsselung nach der Berufszugehörigkeit kann man sich daher in diesem Falle wohl füglich ersparen; sie wäre zudem noch dadurch erschwert, daß, anders als bei den Gedichten, eine Reihe von Namen ohne weitere Zusätze aufgenommen ist. Indes wird man es doch nicht bereuen, wenn man sich gerade in das „Verzeichniß der Subskribenten und Beförderer dieses Magazins“ vertieft; für den Mangel an berufsstatistischen Möglichkeiten werden wir entschädigt durch die illustren Namen, die hier einander jagen. Es sollen — wiederum ganz unsystematisch — genannt werden: Aloys Blumauer,

¹⁸ Eine befriedigende Erklärung der hier gebrauchten Bezeichnungen ist erst möglich, wenn die verdienstvollen Arbeiten Chr. Kolbs und Theodor Frohnmeyers zur hällischen Schulgeschichte fortgesetzt werden.

¹⁹ Zum Subskribentenverzeichnis in Braga und Hermode I 1 = Bragur IV 1, Leipzig 1796, S. V—XVI, siehe auch Hugo Moser: Uhlands Schwäbische Sagenkunde und die germanistisch-volkskundliche Forschung der Romantik. Tübingen 1950, S. 8, und Dieter Narr: Friedrich David Gräter . . . In: Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg (Volksleben 5). Tübingen 1964, S. 44 f.

der Autor der travestierten „Äneide“; Karl August Böttiger, den Lesern des Neuen Teutschen Merkurs kein Fremder; Friedrich Gedi(c)ke, der Mitherausgeber der „Berlinerischen Monatsschrift“; Joh. Fridrich August Kinderling, der um die Sprachgeschichte verdiente Theologe und Philologe; Ludwig Theobul Kosegarten, der Dichter der „Jucunde“; der Sigwart-Miller; Johann Georg Meusel, bei dem der einstige Theologiestudent Gräter in Erlangen gehört hat. Auf keinerlei Apposition sind angewiesen: Gleim, Lichtenberg, Nicolai, Uz, Herder, Wieland und Goethe. Schon diese Namen führen den nachdenklichen Betrachter in höchst interessante geistesgeschichtliche Zusammenhänge hinein; Zusammenhänge im wörtlichsten Sinne, die sich nicht so leicht zerschneiden lassen und auch den schönsten Ordnungsprinzipien nicht geopfert werden dürfen. So leicht läßt es sich eben doch nicht entscheiden, wo die „Aufklärung“ aufhört und die „Romantik“ beginnt. Wenigstens anhangsweise sei vermerkt, daß insbesondere wieder einmal die Klosterbibliotheken sich durch ihre rege Teilnahme an der Geschichts- und Literaturwissenschaft hervor getan haben: die Bibliotheken des Reichsstifts Kaisersheim, des Klosters zum heiligen Kreuz in Donauwörth, des Reichstifts Neresheim, des Wengenstifts in Ulm stehen den weltlichen Schwesterinstituten nicht nach. Überdies entdeckt man unter den Subskribenten noch den Prior in Wiblingen und den neuerdings wieder als Verfasser einer Reisebeschreibung publik gewordenen P. Johann Nepomuk Hauntinger, den Bibliothekar von St. Gallen.

Gelegentlich taucht im Antiquariatshandel noch auf: das „vaterländische Historienbüchlein“, das, 1801 bei Ludwig Friedrich Fues in Tübingen herausgekommen, sich einer weiten Verbreitung erfreut hat; sein Subskribentenverzeichnis stellt mit seinen 848 Namen einen Rekord dar.²⁰ Von den zahlreichen, hundert Nummern übersteigenden Veröffentlichungen des Verfassers David Christoph Seybold²¹ kennt man heute eigentlich nur noch die „württembergische Klostergeschichte“; den „Hartmann“ (1778). Schon die Nothanker-Predigten, die ja keineswegs den Beifall Nicolais gefunden haben, werden selten mehr bestellt, obwohl sie ganz den populären Vorstellungen von der Aufklärungspredigt entsprechen, die in der Praxis allerdings oft ganz anders ausgesehen hat.²² In Seybolds Geist haben sich offenbar verschiedene Neigungen gekreuzt und auch miteinander vertragen; er war Aufklärer, Neuhumanist und hat überdies noch im Kapitel „Vorromantik“ einen Platz zu beanspruchen.²³ Als das „Vaterländische Historienbüchlein“, gleichsam ein patriotisches Immergrün, in den Buchhandel kam, da hatte Seybold als ein Mann, der schon in den Fünfzigern stand und außerdem nun in seiner Heimat das gewünschte Ansehen genoß, seine Stacheln schon wieder eingezogen. In dem dem Kalender folgenden 365 Artikelchen ist er im allgemeinen zu einem aus-

²⁰ Vgl. dazu auch Martin Hasselhorn: Der altwürttembergische Pfarrstand im 18. Jahrhundert. Stuttgart 1958, S. 55. Die dort genannten Zahlen weichen von den hier gegebenen freilich etwas ab. Indes ist zu bedenken, daß gerade die Subskribentenlisten den Leser mit gewissen Unsicherheiten konfrontieren, die sich nicht mit einem Federstrich beseitigen lassen. Vernachlässigt bleibt auch hier die Gesamtmenge der bestellten Exemplare; lediglich die einzelnen Subskribenten (Personen und Institute) sind berücksichtigt.

²¹ Zur Seybold-Bibliographie siehe August Holder: Die Brackenheimer Familie Seybold und deren zwei hervorragendste Vertreter . . . In: Vierteljahrshefte des Zabergäu-Vereins, 1912, II, S. 18 f.

²² Predigten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker, aus seinen Papieren gezogen. I 1774, II 1776. Siehe dazu auch Richard Schwinger: Friedrich Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker“ . . . Weimar 1897, S. 243—245.

²³ Vgl. Hugo Moser: Uhlands Schwäbische Sagenkunde . . . S. 9.

gewogenen Urteil bereit. Das Gedächtnis an historische Ereignisse von größerer Tragweite wird in knappem Text erneuert. Der Hauptakzent liegt aber doch auf dem Biographischen, oder, schärfer gesagt, auf der Würdigung kultureller und gelehrter Taten, wie sie nicht zuletzt auch die Söhne des 18. Jahrhunderts vollbracht haben. Er selber hat dem handlichen Bändchen „eine litterarische und politische Tendenz“ zugeschrieben und in einem „Neuen Avertissement“ ein „eigentliches Volksbuch“ versprochen: „Wirtemb. Exempelbüchlein, oder der durch seine eigenen schönen Handlungen zur Tugend erwekte Wirtemberger, für Schulen jeder Stufe, und Kinder jedes Alters, besonders auch für den Landmann“ sollte der Titel dieser noch populäreren Sammlung lauten; schon das Vorhaben stellt dem Universitätsprofessor ein freundliches Zeugnis aus. Wahrscheinlich hätte diese Arbeit einen noch stärkeren Absatz gefunden als das Historienbüchlein, zu dem vorzüglich wieder die sogenannten Gebildeten gegriffen haben, dessen Verbreitung auch verständlicherweise von den Vorstehern höherer Lehranstalten unterstützt worden ist. So haben denn die Schüler mit gut 23⁰/₀ den Löwenanteil an der Subskription; allein Stuttgart hat mit den „Auditoren“ des oberen und mittleren Gymnasiums samt den Schülern der beiden Realklassen und des unteren Gymnasiums 133 Mann mobilisiert. Die Theologen (einschließlich der Repetenten, Famuli und Stipendiaten im alten Tübinger Augustinerkloster) machen 20⁰/₀ aus. Die Lehrer aller Schulgattungen haben es auf 14⁰/₀ gebracht; ihnen folgen im geringen Abstand 13⁰/₀ solcher Beamten, die vorwiegend in Verwaltungsberufen standen. Nicht einbezogen sind dabei aber wieder die Schreiber (im engeren und engsten Verständnis des Begriffs); ihnen kommen 8,5⁰/₀ zu; es scheint doch zumal auch für den Herrn Stadt- oder auch Amtssubstituten²⁴ Ehrensache gewesen zu sein, ein Exemplar dieses Büchleins zu erwerben. 5⁰/₀ entfallen noch auf die Kaufleute (die „Handelsmänner“). Handwerker tauchen dagegen nur vereinzelt auf; sie machen kaum ein Dutzend voll und nehmen es nur noch mit den 9 Offizieren und 6 Wirten auf. Insgesamt bietet sich demnach auch hier das Bild einer Leserschaft, die sich im wesentlichen aus den Kreisen der durch höhere Schulen gegangenen Bürger rekrutiert hat.

Die Durchsicht dieser Beispiele hat sicherlich keine sensationellen Ergebnisse gebracht. Sie wären auch dann kaum zu erwarten gewesen, wenn Muße und Möglichkeit zu einer noch subtileren und differenzierteren Betrachtung gegeben gewesen wären. Vielleicht läßt sich aber doch der eine oder andere wohlwollende Leser dazu anregen, bei seiner künftigen Arbeit den Subskribentenverzeichnissen seine besondere Gunst zuzuwenden.

²⁴ Für den Stadt- und Amtsschreiber konnte auf dem Lande ein Substitut die Geschäfte wahrnehmen. Zu dem Begriff: „Stadt und Amt“ siehe Walter Grube: Vogteien, Ämter, Landkreise in der Geschichte Südwestdeutschlands. 2. Aufl., Stuttgart 1960, S. 19—41.